Nr. 4 | 13. Januar 1934 | 8. Jahrgang



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Was ist geschehen auf Schloß SALURN?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

[1 Fortsetzung].

„Ich danke Ihnen." Nell streckte ihm impulsiv die Hand hin, „und vielleicht verstehen Sie, wie ich da hineingeraten bin. Ich wollte mir doch so gern die Johannisfeuer ansehen, und dann hat mich mein Vetter im Stich gelassen und ich habe mich mit dem Strom treiben lassen ..." Warum entschuldige ich mich eigentlich vor diesem ganz fremden Mann, dachte Nell im gleichen Augenblick, und im nächsten fand sie es selbstverständlich, daß er wußte, wie sie da hingekommen war.

„Wenn Sie die Feuer sehen wollen, müssen wir aber jetzt gehen!" klang die Stimme des Fremden zwischen ihre Gedanken, „oder haben Sie die Lust verloren?"

„O nein, gar nicht!"

„Dann — kennen Sie den Weg, den Berg hinauf? Oder kann ich Sie begleiten?"

Nell nickte.

„Jetzt müßte ich mich eigentlich vorstellen", sagte der Fremde, während er sie durch die Tür gehen ließ, „aber Namen sagen so wenig, und warum sollen wir diese eine Stunde mit Namen belasten ..."

„Nein, es ist gar nicht nötig." Nell lächelte zu ihm auf, „es ist — es ist etwas Besonderes, so ..." Sie brach ab.

„Ja, das ist es", nickte er ernst, „und es ist sehr schön."

Er war einen Kopf größer als Nell, das merkte sie jetzt, wie er neben ihr den Berg hinaufstieg, schlank und breit in den Schultern. Die blonden Haare fielen aus einer hohen Stirn zurück, die blauen Augen hatten eine durchdringende Schärfe und, wenn er sprach, sekundenlang etwas dunkel Suchendes.

Er erzählte von den Johannisfeuern, von dem uralten Brauch, der seinen besonderen Sinn hier an den Grenzlanden hätte, wo sich so leicht die Sitten verwischen.

Und Nell sprach von Wien, wo sie aufgewachsen war und wo ihre Mutter jetzt noch lebte. Und daß sie jedes Jahr einmal ihren Onkel, den Bruder ihrer Mutter, hier besuchte, und wie sehr sie das Land an der Grenze hier liebte, trotzdem Wien so wunderschön war. Dann sprach sie davon, daß sie Musik studiere und wie sehr sie ihre Geige liebe ...

Verwandtes schlug von dem Mann herüber zu ihr, es war etwas da, was den Bann der Fremdheit aufhob und ihre Worte so machte, als seien sie schon lange vertraut ...

Schwarz neigten sich die Tannen auseinander, als sie auf der Höhe waren, und im matten Licht der Sterne schimmerten die Klosterruinen unter ihnen. Irgendwo von fernher klang ein dünner Glockenschlag. Noch ferner verwehten die Geräusche des wilden Treibens, tief unten. Und dann schwang jemand eine Pechfackel, hoch im Bogen fuhr sie knisternd in den Reiserhaufen, in rotem Schein loderte das Feuer auf. Eins, zwei, zwanzig, ja Hunderte von Feuern rings auf den Bergen. Tiefe Stille ringsum.

Bis Geigenklang die Nacht durchbrach, die anderen einsetzten, Stimmen aufklangen — das alte Nationallied wie ein Stück Feuer und Begeisterung aufstieg zum Nachthimmel.

Nell stand und starrte in die Flammen. Wie eine heiße Welle brach es in ihr stummes Herz. Gab es das wirklich, dies Gefühl, diese wundervolle Sicherheit, zu wissen, der andere neben dir spürt und empfindet das gleiche wie du ... War es nicht Wahrheit geworden? Sekundenlange Wahrheit ...

Sie gingen den Berg hinunter im verglühenden Licht der Feuer. Er hielt mit leisem Druck ihren Arm umspannt. Sie hörte ihn sprechen und sich antworten, und dann wieder seine Stimme:

„Sie glauben nicht, wie das ist, wenn man einmal einen Menschen trifft, der etwas von dem mitspüren kann, was man selbst empfindet. Das ist so, als würde man innerlich ganz weit! Sie wissen nicht, wie das ist!"

„Doch!" Nell hielt den Kopf gesenkt, „ich weiß es. Ich werde das alles nie vergessen!"

„Ist das wahr?" Er war stehengeblieben, seine Augen lagen dunkel und nahe in den ihren. Nell sah ernst in diese fragenden Augen hinein:

„Sie gehören für mich dazu, zu dieser Nacht, mit den Feuern und allem, was wir gesprochen haben."

„Ich danke Ihnen dafür", seine Stimme schwankte ein wenig, „denn ich werde Sie nie wiedersehen ..."

Nell rührte sich nicht. Sie sah ihn an:

„Auch dann werde ich nichts von diesem Abend vergessen", sagte sie leise. Schweigend gingen sie weiter, Menschen

---

standen das gewohnte Befehlswort „Setzen!" zu. Bei den beiden ersten Malen rührte der Hund sich nicht, dann zögerte er etwa eine Sekunde und setzte sich langsam (sogenannte verzögerte Reaktion), beim vierten Male setzte er sich nach einer Sekunde, und erst auf den fünften Befehl gehorchte er ohne Besinnen.

Neuerdings ist dann Sarris dem Problem, ob beim Hunde von einem Verstehen der menschlichen Sprache die Rede sein kann, näher nachgegangen. Dabei soll natürlich nicht gemeint sein, daß ein Tier auf einen Wortklang in der gleichen Weise reagiert wie auf andere Zeichen, Signale oder Aehnliches. Ein Verstehen liegt nur vor, wenn das Klangbild in dem Hunde eine Vorstellung von bestimmter Bedeutung hervorruft. Es handelt sich demnach darum, ob ein Hund, dem man etwas zuruft, dabei innerliche Vorstellungen erlebt. Selbstverständlich läßt sich diese Frage nicht unmittelbar beantworten, da kein Tier uns sein inneres Erleben mitzuteilen vermag. Es kann sich bei der etwa folgenden Reaktion stets nur um etwas Angelerntes handeln. Auch auf uns Menschen wirken manche Worte wie eine Art Signale ein, sie rufen wohl eine Reaktion, aber keine Vorstellung hervor, viel weniger eine bewußte Vorstellung von der Bedeutung, dem Sinn des vernommenen Wortes.

Sarris vertritt nun die Auffassung, daß von einem Verstehen von Worten nur die Rede sein kann, wenn folgende Voraussetzungen erfüllt sind: feine Entwicklung des Gehörs, Aufmerksamkeit, Erinnerungs- und Vorstellungsvermögen, Verstand und Assoziationsvermögen, alles Eigenschaften, die uns in ihrer Gesamtheit die richtige Anordnung und Zusammenfassung von Gedanken, die begriffsmäßige Auffassung ermöglichen. Diese verschiedenen psychischen Funktionen hat der genannte Forscher nun beim Hunde nachzuweisen versucht und ist dabei mittelbar zur Bejahung der oben erwähnten Frage gelangt.

Aus den Sarrisschen Versuchen seien einige als besonders bemerkenswert mitgeteilt. Seine drei Versuchstiere wurden zunächst auf ihren eigenen Namen dressiert, dann auf eine Anzahl bestimmter Befehle wie „auf den Stuhl!", „Sitzen bleiben!", „Pfote geben!", „Geh' in den Korb!" und ähnliche. Die Tiere befolgten sie, auch wenn sie in einer ungewohnten Tonhöhe, ja selbst in ein gesungenes Lied eingeflochten oder von einem Fremden erteilt wurden. Auch reagierten die Hunde, wenn ihr Herr ihnen diese Befehle aus einem anderen Zimmer zurief, doch war in diesem Falle häufig eine zwei- bis dreimalige Wiederholung nötig.

Die erste Versuchsreihe bewies, daß die Tiere auch ohne optische Hilfsmittel, allein auf das gesprochene Wort in seiner typischen Klangform reagierten. Es gelang Sarris sogar, einen der Hunde soweit zu bringen, daß er ein Stück Fleisch von einem Brette mit bestimmter Farbe holte. Das Tier verstand und unterschied mithin die Namen der Farben, allerdings erwies es sich als nicht einfach, es soweit zu bringen.

In der Mehrzahl der Fälle zeigte sich die Anwesenheit des Herrn, der Ton von dessen Stimme oder eine ganz bestimmte Lage als notwendig, um dem Gehörten Reizwert zu geben. Leider ist Sarris gerade diesem interessanten Problem nicht näher nachgegangen.

In wissenschaftlichen Kreisen wird überwiegend die Ansicht vertreten, daß der Hund — ebenso wie übrigens auch das kleine Kind — allein auf den Tonfall, die allgemeine Klangmelodie des Gesprochenen, reagiert. Das würde also bedeuten, daß der Hund alle Sprachen versteht und ebenso gut auf Deutsch wie auf französisch reagiert. Wie steht es damit?

Preyer hat als Erster darauf hingewiesen, daß ein kleines Kind die bekannte Reaktion auf die Frage „Wie groß ist das Kindchen?" durch Hochheben der Arme auch dann zeigt, wenn nur das Wort „groß", ja auch nur der Klang „o" ihm hörbar gemacht wird, vorausgesetzt, daß dies unter den richtigen Umständen erfolgt. Ein anderes Kind sah sich auf die Frage „Wo ist das Fenster" alsbald nach diesem um, handelte aber ebenso, als man die Frage im gleichen Tonfall auf Französisch an es richtete. Bühler zieht daraus den Schluß, daß die Dressurleistungen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — kleiner Kinder ungefähr auf der Höhe von denen eines guten Jagdhundes stehen. Im Unterschied zu diesem bleibt das Kind aber nicht auf der erreichten Höhe stehen, sondern entwickelt sich bald schnell weiter. Die interessanten Versuche des amerikanischen Professors Kellog mit seinem etwa einjährigen Sohne Donald und einer nur wenig jüngeren Schimpansin deuten in die gleiche Richtung.

Auch die Hunde, die Sarris zu seinen Versuchen benutzte, reagierten anfangs ebenso gut auf in Deutsch wie auf in Griechisch erteilte Befehle, obgleich ihre Dressur doch ausschließlich in deutscher Sprache erfolgt war. Diese „Sprachkenntnis" erhielt sich 78 Tage lang.

Auf der dann folgenden Stufe antwortet der Hund auch auf einzelne Teile eines Satzes. So trat die Reaktion auf den Befehl „Auf Stuhl!" auch schon dann ein, wenn nur „auf", „Stuhl", ja auch lediglich „uf", „Stu" oder „uhl" gesprochen wurde. Es erhellt daraus, daß der vollständige Befehl Teile enthält, die selbständigen ausreichenden Reizwert besitzen. Sarris geht allerdings noch wesentlich weiter, wenn er meint, der Hund vermöge beim teilweisen Hören eines Befehls sich den fehlenden Rest zu denken. Etwa wie ein Kind, das die Bedeutung des Satzes „Das Essen ist fertig, komm' zu Tisch" kennt, bereits reagieren wird, wenn es unter äußerlich gleichen Umständen nur die Worte „Essen", „komm" oder „Tisch" hört. Ja, es genügt häufig, zu pfeifen oder in die Hände zu klatschen, um das Kind herbeizurufen. Das beweist aber noch keineswegs, daß der verstümmelte Befehl durch Erinnerungsvorstellungen, also durch Nachdenken ergänzt, damit also die gewünschte Reaktion erst hervorgerufen wird.

Die gesalzenen Bäume.

Mancherlei Verfahren sind schon ausgedacht worden, um das Holz gegen seine Feinde zu schützen. Das neueste nutzt den Vorgang der Osmose aus. So nennt man das Bestreben zweier Lösungen von verschieden starker Konzentration, sich durch eine trennende, aber durchlässige Wand hindurch miteinander zu vermischen. Diesen Stoffaustausch der Zellen, den jedermann an sich selbst beobachten kann, wenn er salzige Speisen genossen hat und daraufhin Durst empfindet, hat man jetzt auch an Bäumen des Waldes herbeigeführt, indem man sie mit einer Masse bestrich, die den eigentlichen Schutzstoff in konzentrierter Lösung enthielt. Um den Wert der Methode festzustellen, wurden an den bestrichenen Bäumen nach vier bis acht Wochen Querschnitte vorgenommen. Es zeigte sich, daß die Salze bis zu fünf Zentimeter tief in das Holz eingedrungen waren. Das osmotische Druckgefälle war entstanden, weil der Holzsaft ebenfalls eine Salzlösung ist, jedoch nur eine schwache Konzentration aufweist. Besonders gegen Splintkäfer und Verblauen empfiehlt sich dieses billige Verfahren.

Schneespuk im Park von Weimar.

Von Elisabeth Höhne-Wüllenweber.

Unser Park ist über Nacht ein Märchen geworden. Dicker Schnee polstert die Wege, und die Bäume sind wie von weißer Blütenpracht locker überstreut. Mit großen Flocken tanzt der Künstler mit dem dicken Malerpinsel unablässig weiter umher und vollendet sein großes Gemälde an Bäumen und Büschen, an Zäunen, Dächern und Türmen. Es ist jener Schnee von größter Schönheit und höchster Vergänglichkeit; es ist jene helle Pracht, die einem zuruft: Komm heraus, komm sofort! Denn morgen — wer weiß, was morgen ist?

Die Kinder haben es natürlich zuerst begriffen. An jeder Andeutung eines Abhanges tauchen bunte Mützen und Trainingsanzüge in allen Größen auf, von Nummer 0 bis 6, und noch hat kein Parkwächter das harte Herz gehabt, sie von den behüteten Wiesen dieses „klassischen" Bodens zu verscheuchen. Klassisch? Ja — auf der Wiese vor Goethes Gartenhaus wird ein Schneemann gebaut, denn der Schnee „backt" vorzüglich. Braune Blätter, die unter der weißen Decke liegen, wickeln sich in die Klumpen mit hinein, geben ihnen unerhörte Größe und Festigkeit und ein interessantes Tüpfelmuster ins weiße Kleid. Die jauchzende Schar mit den bunten Mützen und Tüchern, sie fühlt ebensowenig von der Ehrwürdigkeit dieser Stätte wie die wimmelnde Schafherde, die noch vor acht Tagen auf der gleichen Wiese ihrem Vergnügen nachging, und ebensowenig weiß sie, wie schön, wie herrlich lebendig sie in diese Landschaft paßt! Und das einzigschöne kleine Gartenhaus lugt harmonisch und heimelig wie je aus den weißen Bäumen auf das frohe Treiben zu seinen Füßen.

Schau — da wird eine Schneeballschlacht geschlagen! Und wer ist ihr Mittelpunkt? Eines der Originale dieser Stadt, dieses Parks: der alte Mann mit dem Zopf. Jawohl, er hat lange Haare, die hinten in einen Zopf geflochten sind. Ein langer grauer Bart hängt ihm bis auf die Brust. Er geht bei Wind und Wetter ohne Mantel und Hut. Und heute, heute blitzt aus seinen Augen unter den buschigen Brauen der Triumph über den leisen Spott langer Monate: „Könnt Ihr mit 60 Jahren noch Schneeballschlachten schlagen, Ihr Normalen, Ihr mit Ueberzieher und Hut und Handschuhen?"

glitten rechts und links von ihnen aus dem Tannendunkel, von allen Pfaden über den Höhen kamen sie. Langsam flutete alles in die Stadt zurück.

An der Stadtmauer machten sie Halt. Sie standen voreinander im blassen Dämmern der Sommernacht, um sie schoben und stießen sich die letzten Heimkehrenden.

Er hatte Nells Hand genommen: „Sie werden jetzt gut heimkommen", seine Stimme war zögernd.

„Ja ...", murmelt Nell. Wie seltsam das ist, spürt sie, jemand, der fremd ist und sehr vertraut, zwischen Tausenden gleichgültiger Menschen.

Und dann beugt er sich herab, küßt Nells Hand, sieht sie an, sagt:

„Auf Wiedersehen!"

Es ist etwas Zwingendes in seinem Blick, und Nell, ohne sich zu besinnen, stammelt dieselben Worte:

„Auf Wiedersehen ..."

Und dann ist die Menge all der vielen zwischen ihnen.

2. Kapitel.

„Also Nell, jetzt sag' mir nur um Himmels willen: Bist du furchtbar wütend auf mich?" Peters zerknirschtes Jungensgesicht tauchte neben dem Treppengeländer auf. Nell, im Tenniskleid, den Schläger in der Linken, erschien eben im Eingang der kleinen Villa ihres Onkels, bei dem sie ihre Sommerferien verbrachte. Sie schien nachdenklicher als sonst, mit einer zerstreuten Bewegung nahm sie die weiße Kappe vom Haar und warf sie mitsamt dem Racket auf den nächsten Sessel.

„Warum soll ich denn wütend auf dich sein, Peter?" fragte sie erstaunt.

„Warum? Ja, wir hatten uns doch gestern abend verabredet. Nell ..."

„Ach so, du meinst ..." Nell wandte sich um und begann auf dem Tisch etwas zu suchen, was anscheinend nicht da war.

„Aber das schadet ja doch nichts, Peter!"

„So, meinst du?" Peters Augen wurden rund vor Erstaunen.

„Nein, es macht wirklich nichts", wiederholte Nell zerstreut.

„So, dann — also dann ist mir wirklich ein Stein vom Herzen, Nell! Ich hab mir schon furchtbare Vorwürfe gemacht, daß ich nicht rechtzeitig da war. Du wolltest doch so gern wieder mal die Feuer sehen!"

Zu seinem Erstaunen wurde Nell glühend rot: „So laß doch endlich diese dumme Geschichte", rief sie ungeduldig, „sag mir lieber, ob du mit mir frühstückst oder nicht!"

„Doch, das heißt ..."

„Was denn? Willst du oder willst du nicht?"

„Doch, doch, furchtbar gern!"

Nell verschwand durch die anliegende Tür, und Peter wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da sollte sich nun einer auskennen! Er dachte, sie sei wütend, daß er sie so schmählich im Stich gelassen hat, und sie ignoriert das vollständig und ist dabei in einer Weise nervös ... Und die Kameraden beneideten ihn noch glühend, daß er so eine Kusine hatte! Na, reizend war sie auch, sie war sicher das famoseste Mädel in der ganzen Gegend — nur so enorm schwierig zu behandeln! Und immer anders, wie man gerade dachte!

„Peter! Ich warte nun schon die ganze Zeit!"

Peter zuckte zusammen und stürzte ins Nebenzimmer. Nell hantierte am Frühstückstisch, es sah überaus licht und sommerlich aus, wie sie da stand, in ihrem weißen Kleid, mitten in dem Sonnenstreifen, der schräg in das helle Zimmer fiel.

Peter begann, sich die guten Dinge, die auf dem Tisch waren, zu Gemüte zu führen. Nell schien ohnedies der Ansicht zu huldigen, daß Schweigen Gold sei.

Plötzlich hob sie den Kopf. Aus dem Nebenzimmer ertönten Stimmen. Die tiefe des Obersten und eine hellere, ein wenig scharfe, dagegen. Es war ein erregtes Gespräch allem Anschein nach, man verstand die Worte nicht, aber der Stimmenklang riß wie eine Erregung die Stille der beiden am Frühstückstisch auseinander.

„Ach, Randall ist also da", murmelte Peter. Es klang nicht begeistert.

„Schon so früh?" wunderte sich Nell, „ich weiß gar nicht, was er jetzt will? Da — und Onkels Stimme klingt so aufgeregt — hörst du?"

Peter hielt im Kauen inne und schüttelte den Kopf: „Ich höre gar nichts."

„Jetzt sind sie gerade still."

„Was Angenehmes ist es sicher nicht", prophezeite Peter und goß sich frischen Kaffee ein, „wenn der Randall schon so früh erscheint ..."

Peter verstummte und fuhr jäh von seinem Sitz hoch. Die Tür ging auf. In ihrem Rahmen standen der Oberst Varena, sechzig, schlank, mit durchdringenden, klugen Augen, hinter ihm sein Adjutant, Oberleutnant Randall, der eben von Peter apostrophiert worden war.

Randall war sehr groß und war das, was man einen gut aussehenden Mann nennt, regelmäßige, ein bißchen weichliche Züge, die, wenn er energisch wurde, ins brutale spielen konnten. Er küßte Nell die Hand:

„Ich hoffe, Sie heute abend bei dem Fest zu sehen, gnädiges Fräulein."

Nell entzog ihm ihre Hand. Sie hätte um die Welt nicht sagen können, warum ihr der Mann plötzlich auf die Nerven fiel. Er war einer ihrer bevorzugtesten Tänzer in diesem Sommer, seitdem er hierher kommandiert worden war. Sie war viel mit ihm zusammen, ohne daß er ihr besonders sympathisch gewesen wäre. Auch nicht das Gegenteil! Er war ihr eigentlich im Grunde gleichgültig.

„Von was für einem Fest sprechen Sie denn, Herr Oberleutnant?" fragte Nell. Sie mußte unwillkürlich dabei über Peters Gesicht lächeln. Die jungen Offiziere des Regiments mochten alle Randall nicht recht leiden. Er war als streberisch und ehrgeizig verschrien, dabei munkelte man, daß er hierher strafversetzt worden sei — Spielergeschichten —, wer wußte, was Wahres daran sei. Der Oberst jedenfalls schätzte ihn.

„Ihr Herr Onkel wird mit einigen Damen und Herren des Regiments der Einladung nach Schloß Saturn folgen — aber ich greife da vor."

„Nein, nein, erzählen Sie es nur, Randall." Der Oberst hatte sich an den Tisch gesetzt. Er sah abwesend aus, sein Gesicht war blaß und irgendwie gespannt, als müsse er sich gewaltsam zusammenreißen ...

„Setzen Sie sich doch her. Wollen Sie nicht eine Tasse Kaffee mittrinken?" forderte Nell Randall auf, um das drückende Schweigen zu unterbrechen.

„Peter, du hast doch noch keinen Dienst?"

„Ich habe noch bis neun Zeit." Peter begann seinen Groll über die Störung des Frühstücks von neuem mit Kaffee zu begießen. Nell neigte sich über den Tisch:

„Was ist denn das für eine Einladung? Wir haben doch nie im Schloß Saturn verkehrt! Oder kennst du den Besitzer, Onkel?"

„Flüchtig, von früher her, Kind."

„Er ist einer der wenigen Grundbesitzer hier in der Gegend", fiel Randall ein, „und da ist nur natürlich, daß er Verkehr mit dem Regiment sucht."

„Komisch, daß er den nicht in den letzten Jahren schon gesucht hat", meinte Nell.

„Er war bis jetzt dauernd auf Reisen, gnädiges Fräulein", erklärte Randall, „ich glaube, niemand aus dem Regiment kennt ihn. Er scheint nun, wie soll ich sagen ..."

„Wie er ist, werden wir ja heute abend sehen", bemerkte der Oberst, „ich habe jedenfalls für die Herren des Regiments angenommen. Für dich auch, Nell."

„Schön, Onkel. Das ist vielleicht eine ganz nette Abwechslung. Müssen Sie denn schon gehen, Herr Oberleutnant?"

„Ja, leider, gnädiges Fräulein. Ich habe besonders viel zu tun, eben. Kommen Sie mit, Leutnant Berka?"

(Fortsetzung folgt)

Deutsches Banner über Venezuela

Der blutgetränkte Weg ins Märchenland. Von Fritz Ernst Geipel

Seitdem uns das Versailler Diktat unsere blühenden Kolonien geraubt hat, brennt im Herzen eines jeden Deutschen die Frage des Kolonialbesitzes noch heftiger, und man erinnert sich der historischen Tatsache des Zuspätkommens, als die Güter und Ländereien des Erdballes verteilt wurden, der übergroßen Zurückhaltung, die unserem Volk oft geschadet hat.

Die ersten Schiffe der deutschen Flotte wurden vom alten Bundestag verauktioniert. Zu spät, als das Wertvollste schon verteilt war, kam man zu der Erkenntnis, daß die Seemacht ebenso unentbehrlich für das heimische Ansehen ist wie zur Erhaltung der Kolonien.

Wenig bekannt ist, daß wir schon im Jahre 1528 eine reiche Kolonie in Amerika besaßen, die von großem Einfluß für uns hätte werden können. Kaiser Karl V. war in steter Geldverlegenheit, und als die Augsburger Kaufherren Welser ihm mit hohen Summen aushalfen, verpfändete er die Küste von Venezuela, zwischen den Gebirgen la Vela und Macarapana, an sie. Der Teilhaber der Welser, Ambrosius Dalfinger, segelte mit einer Flotte von Sevilla ab, um das Königreich in Besitz zu nehmen. Nach seiner Landung beseitigte er den spanischen Statthalter und errichtete eine deutsche Faktorei. Dann zwang er die Indianer, die Goldquellen zu erforschen, von denen er so Abenteuerliches gehört hatte. Ueber dem gelben Metall, von dem reiche Vorräte gefunden wurden, mißachtete er alle anderen Schätze, die das Land so reichlich bot.

Dafür lauschte Dalfinger eifrig den Fabeln und Märchen, die von dem wunderbaren Lande erzählt wurden. Hier war das Land der gefürchteten Amazonen, der Menschen mit nur einem Arm und Fuß, und der Kopflosen mit einem Auge über dem Magen. Die befragten Indianer gaben alles zu und erzählten immer wieder von dem Golde. Stadt und Land des Dorado, eines ganz mit Gold bedeckten Indianers, sollte in den Anden liegen und so reich an Gold und Silber sein, daß alle Straßen damit gepflastert und die Häuser aus den edlen Metallen gebaut wären. Um sich die Fremden vom Halse zu schaffen, ließen die Eingeborenen das wunderbare Reich immer weiter nach Osten wandern.

Die Abgesandten der Welser erlagen dem Zauber dieser Märchen. Sie entfernten sich, zogen stets mehr von der Küste und bestanden viele blutige Kämpfe mit den Wilden. Sie zogen die Nebenflüsse des Orinoko hinauf und erlitten starke Verluste an Menschen. Am Fuße der Anden starb Dalfinger an einem Pfeilschuß. Nun übernahm Georg von Speier die Führung. Durch das Gebirge ging es bis an den Paramenefluß. Hier sollten reiche Goldlager sein. In der Provinz Choques trennte sich sein Unterführer Nikolaus Federmann von ihm und suchte das Dorado auf eigene Faust. Georg von Speier, dessen Gefolgschaft aufgerieben war und dem die Lebensmittel fehlten, wurde von den Spaniern ermordet. Philipp von Hutten sammelte den Rest von 150 Reitern und schiffte sich nach Europa ein, um dem Kaiser von den neuentdeckten Ländern Bericht zu erstatten. Karl blieb aber sehr kühl und versagte jede Hilfe.

Jetzt übernahm ein Welser selbst die Führung. Barthel Welser war ein junger Mann von großem Tatendurst und reichlicher Phantasie; er suchte mit Begeisterung nach dem gelobten Goldlande. Er glaubte in der Ferne eine gewaltig große Stadt gesehen zu haben, von der er nach seiner Rückkehr an die Küste eine genaue Beschreibung gab. Mit nur hundert Kriegern wollte er die Nation der Omaguns, die ihm 20 000 Indianer entgegen schickte, besiegt haben. Auch von wunderbaren, nie gesehenen Tieren wußte er zu berichten, aber gerade seine Phantastereien fanden überall Glauben. Er legte von seinem Zuge mitgebrachte Kostbarkeiten vor, bedachte aber nicht, daß er mit den Schätzen die Habgier der an Zahl überlegenen Spanier erregte. Diese beschlossen, das schlafende Lager der Deutschen zu überfallen und alle zu ermorden. Der teuflische Plan glückte; es gelang nur Karl von Hutten, dem Blutbad zu entfliehen. Er meldete die gräßliche Tat seinem Oheim, dem Bischof von Eichstädt, und dieser wie die Welser forderten von Karl V. Sühne. Sie erlangten wohl die Hinrichtung der Anstifter, doch gaben die Spanier die Kostbarkeiten nicht heraus. Besonders die sehr interessanten Tagebücher eines Teilnehmers blieben verloren. Die Welser hatten nach dem Verlust ihres blühenden Sohnes keine Freude mehr an den Besitzungen. Die Streitigkeiten über die Zollgrenzen wurden immer bösartiger, und als Karl der Krone entsagte, sprach Philipp II. den Kaufherren das Land ab und erklärte auch, keinerlei Entschädigungen zahlen zu wollen. So nahm die deutsche Kolonie in Amerika ein Ende. Die Sendlinge der Welser hatten ihrer Sehnsucht nach dem sagenhaften Dorado das deutsche Talent der friedlichen Kolonisation geopfert. Aber die Eingeborenen vergaßen die Deutschen nicht.

Noch als Humboldt jene Gegenden bereiste, kamen die Indianer, brachten Erz und alte Geräte und bezeugten dem Forscher ihre Zuneigung für sein Volk. Voll Haß sprachen sie noch damals von den Spaniern. Uebrigens suchten auch noch Zeitgenossen von Humboldt nach dem Dorado. Die Erzählungen wurden immer phantastischer. Endlich gelang es dem Weltreisenden Richard Schomburgk, das Dorado zu entdecken, aber wie so oft standen Phantasie und Wirklichkeit in grausamem Widerspruch. Statt des gewaltigen Binnenmeeres fand er einen kleinen See, und die größte Wunderstadt der Welt, deren Glanz alle Pracht und alle Baukunst des Altertums in den Schatten stellen sollte, war nur ein armseliges Eingeborenendorf. Er schreibt: „Nun stand ich auf dem sagenhaften Boden. Zu meinen Füßen das Mar Dorado, der See der goldstrahlenden Ufer und der Goldstadt, nach welcher die kühnsten Eroberer Europas ihre Irrfahrten unternahmen. Diese Stadt, die selbst die Phantasie der kühlen Königin Elisabeth von England entflammte. Der kleine See Amucu, der die größten Flüsse Amerikas speisen sollte, war schon von Humboldt als bloßes Phantasiegebilde erklärt worden. Er lag vor mir — nichts von der strahlenden Kaiserstadt Manoa, ich sah nur dunkle Binsen und Riedgräser, seine sumpfigen Wiesen und seine träge Wasserfläche."

Unser Hund versteht Griechisch

Versteht der Hund die menschliche Sprache? — Optische Hilfen sind nicht erforderlich. — Reizwort und Reaktion.

Von H. Stephan Auerbach

Jeder Hundebesitzer wird wissen, daß sein treuer Begleiter auf einen an ihn gerichteten Zuruf, einen Befehl oder ähnliches, in einer ganz bestimmten Weise antwortet. Da erhebt sich nun die Frage, versteht das Tier die Worte oder wird sein Verhalten nur durch das allgemeine Klangbild, den Tonfall, den verschieden verteilten Nachdruck beeinflußt?

Die Beantwortung dieser gewiß interessanten Fragen hat als erster vor einigen Jahren Schicke versucht. Er prüfte Polizeihunde auf ihr Verhalten gegenüber Befehlen ihrer Herren. Die Tiere standen oder saßen dabei hinter den Männern, die ihnen, ohne sie anzusehen, kurze Worte wie „Setzen!" oder „Platz" zuriefen. Eine optische Beeinflussung war mithin ausgeschlossen. Die Untersuchung erstreckte sich nun darauf, in welcher Weise die Hunde auf klanglich ähnliche Worte wie etwa „retz", „vetz", „katz" oder „feck" eingingen. Fast regelmäßig unterblieb die Handlung, welche die Tiere sonst auf die richtigen Befehlsworte auszuführen gelernt hatten. Daraus ergibt sich der Schluß, daß die Hunde nicht allein den Klang der Worte im allgemeinen, sondern auch den feineren Klangzusammenhang wahrnehmen. Schicke stellte aber noch etwas anderes fest. Gab man nämlich zunächst einige irreführende Worte, so unterblieb danach zuweilen auch die Reaktion auf den gewohnten richtigen Befehl.

So zeigte z. B. einer der Versuchshunde folgendes Verhalten. Auf das ihm in Abständen von je einer Minute zugerufene Reizwort „feck" reagierte er beim ersten Male überhaupt nicht, sah beim zweiten Male kurz auf, spitzte dann beim dritten die Ohren, ohne indessen den versteckten Befehl, sich zu setzen, auszuführen. Nunmehr rief man ihm in gleichen Ab-